



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schwabe, Ernst: Der romanische und der germanische Grenzbegriff

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

preussischen Grenzbehörden nicht wieder in die deutschen Grenzen zurückgenommen. Diesen Leuten nun müssen wider Willen Aufenthaltsscheine verabsfolgt werden, und man muß ihrer Aufnahme in die russische Unterthanschaft nach Verlauf von fünf Jahren nach der Verabsfolgung zustimmen. Ihre Zahl aber ist sehr bedeutend, da der in die russischen Grenzgubernien übergesiedelte Deutsche auf alle Weise bemüht ist, seine Unterthanschaft zu verlieren, wobei er nicht selten bei den deutschen Konsulaten Hilfe findet, die gern bezeugen, daß die betreffende Person wirklich ihre nationalen Rechte verloren habe."

(Schluß folgt)



## Der romanische und der germanische Grenzbegriff



ie Wertschätzung der einzelnen Wissenschaften hat in unserm Jahrhundert manche Wandlungen durchgemacht. Nach dem Befreiungskriege bewegte man sich mit Vorliebe auf dem Gebiete des Spekulativen, und die Gedanken der fähigsten Köpfe der deutschen Nation konnten gar nicht philosophisch und umfassend genug sein. Bald aber machte sich neben dieser philosophischen Richtung des Denkens eine neue, gewöhnlich „naturwissenschaftlich“ genannte Betrachtungsweise geltend, die gerade das Gegenteil der vorhergehenden darstellte, die „treu im Kleinen“ auf ihre Fahnen geschrieben hatte und im peinlichen Erforschen selbst der unbedeutendsten Einzelheit volles Genügen und innere Befriedigung empfand. Jahrzehntelang hat sie geherrscht, indem sie alle Wissensgebiete umspannte und in ihre Kreise zog. Die meisten von uns sind nach dieser Weise erzogen worden und haben den Segen dieser selbst das Geringste nicht gering achtenden Form der Geistes- und Verstandesbildung an sich erfahren. Doch es ist das Los des menschlichen Geschlechts, daß alles an sich gute, was der Menscheng Geist erzeugt oder als Richtlinie für seine geistige Arbeit nimmt, zum Übel führt, sobald es einseitig betrieben und allein in den Vordergrund geschoben wird. So geriet denn auch diese wissenschaftliche Betrachtungsweise, die Einzelheit vor allem erforschen zu wollen, in die Gefahr, über ihrer Gewissenhaftigkeit ganz zu vergessen, weshalb sie denn eigentlich alles so gewissenhaft betreibt, und die großen Ziele aus dem Auge zu verlieren, um derentwillen alle geistige Arbeit gethan wird. Aus dieser Erkenntnis heraus regt sich deshalb auf allen Wissensgebieten und in allen Wissenschaften — bald leichter erkennbar, bald minder vernehmlich — der Ruf: Nun sieht auch aufs Ganze! Überall kommen in der wissenschaftlichen Betrachtungsweise die spekulativen Gedanken der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts wieder

zu Ehren, und überall da, wo man früher mühselig kleines Material sichtete, streben die Arbeitenden, die leitenden Gedanken und großen Zusammenhänge zu erfassen. Wäre es nun so, daß sich nur ein Kreislauf zwischen spekulativer und naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise vollzöge, so wäre ja in gewissem Sinne die Arbeit unsers Jahrhunderts umsonst gewesen. Allein darin besteht der ungeheure Fortschritt, den der Mensch an der Reife des neunzehnten Jahrhunderts gemacht hat, daß er sich beim Zurückstreben zum Ganzen auf unvergleichlich bessere Grundlagen stützt als hundert Jahre vorher, daß er gelernt hat, diese Grundlagen zu bauen und zu verwerten, und daß die neuen spekulativen Schlüsse eine viel größere Berechtigung in sich tragen, weil sie sich auf die unübersehbare Einzelarbeit und Einzelbeobachtung stützen, die ihnen die mittlern Jahrzehnte unsers Jahrhunderts geliefert haben.

Keinem, der die Entwicklung einer Wissenschaft, vor allem einer Geisteswissenschaft, aufmerksam verfolgt hat, wird diese Erkenntnis verborgen geblieben sein. Auf keinem Gebiete aber tritt dieses Streben zum Ganzen gegenüber der ungeheuern Masse der Einzelheiten so deutlich hervor, als auf dem der politischen Erdkunde. Wer geographische Handbücher aus den vierziger bis sechziger Jahren und solche aus den neunziger Jahren unsers Jahrhunderts in die Hand nimmt, der wird den großen Umschwung der Denkweise leicht erkennen. Dort finden wir eine überwältigende Masse statistischen und beschreibenden Materials, hier ist das Wichtige die Sichtung und Gruppierung nach leitenden Ideen. Dort finden wir als „politische Geographie“ z. B. die Darstellung Sachsens nach seinen Kreishauptmannschaften mit den wichtigsten Städten, deren Einwohnerzahlen, Hauptgewerben und besonders merkwürdigen Einzelheiten. Das neueste Werk aber, das den Titel „Politische Geographie“ trägt, ist ein ganz anderes Gewebe. Es setzt die Kenntnis wenigstens einer großen Menge dieser Einzelheiten voraus, sucht aber bei zusammenfassender Betrachtung die Idee herauszuschälen, die zur Bildung des politischen Ganzen, also der Staaten führen mußte, sie im einzelnen zu entwickeln und ihre Richtigkeit nachzuweisen. Und es ist, wie es uns wenigstens dünkt, mindestens ebenso wichtig zu wissen, wie unser neues Deutsches Reich gerade zu diesem Kartenbild gekommen ist, und daß trotz aller durch die Diplomatie vorgenommenen Korrekturen gewisse Linien seit Jahrhunderten immer wiederkehren, wie daß uns die Meterzahlen einer Anzahl Hochgipfel und die Einwohnermengen der großen Städte geläufig sind.

Will man diesem Zuge der modernen Erdkunde folgen, das Bild eines Staats wirklich verstehen lernen und sich dessen Entstehungsgeschichte deutlich machen, so muß zunächst der Begriff der politischen Grenze deutlich gemacht werden; man muß wissen, wie die Grenze entsteht, und wie sich dieser Begriff der Grenzen und ihrer Vorbedingungen im Bewußtsein der einzelnen Völker geformt und umgestaltet hat.

Es ist das Verdienst Friedrich Ratzels, daß er, hierin Karl Ritters Spuren folgend, in seiner „Politischen Geographie“ diesen Begriff der „Grenze“

zum erstenmal ausführlich erläutert und dahin klar gemacht hat, daß es zwei Arten der Grenze giebt, die eine als eine Linie im mathematischen Sinne, also als etwas unfaßbares, betrachtet, und die andre als eine Fläche, die niemand gehört und nur dazu dient, zweier Herren Länder zu scheiden. Jede dieser beiden Auffassungen stellt nach Regel einen Völkerbegriff dar, d. h. sie herrscht unbewußt im Vorstellungskreise eines ganzen Volkes, sodaß dieses allemal, wenn es die Macht hat, seine Auffassung von der Grenze zur Geltung zu bringen sucht. Das einzelne Individuum aber, sei es noch so mächtig oder gedankengewaltig, vermag sich diesem Völkerbegriff auf die Dauer nicht zu entziehen.

Diese beiden Definitionen der Grenze haben, wie sich leicht erweisen läßt, nicht nur für den heutigen Tag Geltung, sondern finden auf alle Völker zu allen Zeiten ebenfalls ihre Anwendung, soweit unsre Kenntnis reicht. Von den Griechen können wir in dieser Hinsicht freilich wenig lernen. „Grenze“ und „Ende“ verschwammen ihnen in eins. Ihr auf ein Inselmeer gerichteter Blick zeigte ihnen das politische Ganze meist auch als ein geographisches. Größere Festlandräume standen ihnen kaum im Mutterlande zur Verfügung. Auch ihre Ansiedlungen in der Ferne, soweit sie über den Faktoreibetrieb hinausgingen, zeigen dieselbe Eigenschaft. Die „Interessensphäre“ war ihnen, wenn schon das Wort dafür fehlte, als Begriff durchaus geläufig. Im allgemeinen genügte ihnen, auch im Mutterlande, als Grenze das natürliche Hindernis, wobei es zweifelhaft blieb, wessen Eigentum diese natürlichen Hindernisse waren. Im ganzen also scheint ihnen der Begriff der Flächengrenze oder des Grenzsaums vorgeschwebt zu haben. Die wilden Bergriesen des Parnon und der Kyllene waren ebenso gut niemands Land, wie die Bergstöcke des Tymphrestos und des Ota. Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß der Begriff des Festlands (Epeiros) zu allen Zeiten von der naiven griechischen Volksetymologie als etwas erklärt worden ist, was keine „Enden“ oder „Grenzen“ hat. Nur die Tyrannen, wie Gelon, und späterhin einzelne politische Köpfe strebten über den Begriff des „Endes“ einerseits und den der Flächengrenze andererseits hinweg und suchten feste Linien zu gewinnen. Das Volk aber blieb bei seinen unbestimmten Anschauungen von Grenze und Grenzabteilung stehn und ließ nur den Meeresraum als Grenzlinie gelten. Es ist ein Beweis von der unzerstörbaren Kraft solcher Völkeranschauungen, daß auch noch der moderne Grieche genau so empfindet, wie einst seine Ahnen zur Zeit des Perikles. Noch heute bleibt ihm die Befreiung Griechenlands das höchste und herrlichste Ziel. Aber auf die Frage, was ihm denn eigentlich noch gebühre, wie weit das „geknechtete Griechenland“ noch reiche, wird er uns in der Regel eine Antwort geben, die uns zeigt, daß ihm nicht ein bestimmtes geographisches Bild, sondern nur eine ziemlich unbestimmte „Interessensphäre“ vorschwebt.

Wie ganz anders die Römer! Weit langsamer entwickelte sich der lateinische Bauernstaat am Tiber als die griechischen Gebilde, aber weit stetiger war sein Fortschritt. Erst im Kampfe mit den stammverwandten Nachbarn,

dann im heißen wirtschaftlichen Ringen zuerst mit den Etruskern, darauf mit der weltumspannenden karthagischen Handelspolitik war von den Römern jeder Fußbreit Landes gewonnen worden. Sie hatten in ihrer Landnot auch jeden Fußbreit Landes schätzen gelernt, und so entsprang in ihrem in allen politischen Fragen systematisch denkenden Geiste der zweite Grenzegriff der Linie, den sie bald in der von ihnen zur Wissenschaft erhobnen Feldmeßkunst auf das sorgfältigste ausbildeten. Die scharfe Scheidung von Mein und Dein, die dem römischen Rechte eigen ist, spricht sich auch in seinem Grenzegriff aus. Welche Linien erschienen ihnen aber als die benutzbarsten und am leichtesten zu verwendenden? Bei einem Blicke auf die heimischen Gebirge und Flüsse konnten sie nicht zweifelhaft sein. Der Apennin hat nirgends einen deutlich erkennbaren Hauptkamm, überall durchdringen ihn langgezogene Thäler, überall streckt sich Sprach- und Stammesgebiet über beide Abhänge hinab. Wohl aber bieten die reißenden, zu gewissen Zeiten unpassierbaren Ströme eine natürliche Scheidewand, und so haben denn die Römer den Flußlauf von jeher als Grenze bevorzugt. Zunächst in Italien, wo sie ihre ersten beiden Nordgrenzen an Flüsse legten und auch die einzelnen Landschaftsgrenzen, wenn irgend möglich, mit dem Thalwege der Flüsse zusammenbrachten. Dann aber auch in den Provinzen. Die Scipionen eroberten Spanien bis zum Ebro, Cäsar rückte des römischen Reichs Grenze bis zum Rhein, Pompejus folgte demselben römischen Volksgedanken, als er seine Wachtposten bis zum Euphrat vorschob, Augustus hatte die Absicht, daß der Elbfluß die Vorhut der Römer decken, und daß eine ideale Grenze bis zum Donauknie reichen sollte, und in Wirklichkeit hat dann, bis in die letzten Tage der Kaiserzeit, Rom am ganzen Lauf der Donau die Wacht gehalten. Nur dort, wo kein großer Strom vorhanden war, bestimmten die Römer ihre Grenzen anders. Nur in seltenen Fällen wurde ein andres natürliches Hindernis als Grenze verwandt, in der Regel war es eine künstliche Befestigung wie der germanisch-rätische Limes in Südwestdeutschland, der im Hadrians- und Severuswall in Schottland und in den verschiedenen Limesanlagen in Ungarn, Bessarabien und in der Dobrudscha seine Gegenstücke findet. Nur hin und wieder begnügten sie sich, wie die Südgrenzen Nordafrikas zeigen, mit einer rein idealen Festlegung ihrer Interessensphäre, ohne genauere geographische Bestimmung, etwa in der Art, wie heutzutage die Grenze zwischen den westlichen Vereinigten Staaten und Britisch-Nordamerika verläuft.

Und der Grundsatz, den die Römer für die Abgrenzung ihres Gesamtreichs verwandten, hatte auch für die Einteilung und die geographische Bestimmung der einzelnen Verwaltungsbezirke Geltung. So trennte der Anas (Guadiana) die Provinzen Lusitanien und Baetica, der Drilon (Drin) Epirus von Dalmatien, der Giabrus (Tzibritza) Ober- und Niedermösien, der Abrinca (Vinztbach) Ober- und Untergermanien. Die Gebirge dagegen spielten in der Abgrenzung nur dann eine Rolle, wenn sie, wie die Pyrenäen, die Länder mauerngleich voneinander trennten. Es ist für die Römer charakteristisch, daß erst Augustus

den Hauptkamm der Zentralalpen als Nordgrenze Italiens erkannte und festsetzte, und daß bis in die späte Kaiserzeit hinein die Westalpen in drei Distrikte zerfielen, die sich ebenso zu beiden Seiten des Gebirgs hinüberstreckten, wie in spätern Jahrhunderten das Königreich Navarra hinabreichte nach Südfrankreich und Hocharagonien.

Diese römische Verwaltungspraxis aber lebt heute noch in gewissen Dingen fort. Wie in den Gemarkungen der italienischen Städte die Flurgrenzen der alten civitates wiederkehren, so hat vor allem die katholische Kirche in ihrer Provinzialeinteilung vielfach hartnäckig an den altrömischen Provinzgrenzen festgehalten. Noch jetzt fallen oft die Grenzen der Bistums Sprengel mit den kaiserlich römischen zusammen. So trennt noch heute der obengenannte Winz- bach die Erzdiözesen Köln und Trier, wie einst Ober- und Niedergermanien, und einen besonders augenfälligen Beleg bietet der Zillerfluß in Tirol, der ursprünglich Nätien von Noricum trennte und jetzt die Bistümer Brixen und Salzburg voneinander abgrenzt. Dort wird man heute noch die alte Römergrenze dadurch gewahr, daß westlich vom Ziller und seinem Quellbach, der Zemm, rote Kirchtürme über den Häusern emporragen, während östlich lauter grün gedeckte Türme die Zugehörigkeit zum Salzburger Sprengel bezeugen. Also römisches Wesen und Denken auf einem Boden, auf dem seit mehr als einem Jahrtausend Deutsche sitzen, und mit der unbegreiflichen, nur den Römern möglichen Zähigkeit an einer Stelle eingewurzelt, wo man deutsches Wesen und Empfinden vor allem erwarten sollte.

Denn auch in seiner Empfindung von Grenze und Grenzabteilung trennt den Deutschen eine weite Kluft von dem Römer und Romanen. Weit entfernt von der ängstlich auch das Geringe ausnützenden, systematischen Weise der Römer war die Art unsrer Vorfahren, als sie mit jenen zusammenstießen. Auch als sie, von der schnell wachsenden Bevölkerungszahl und der daraus folgenden Landnot getrieben, auszogen, um neue Sitze zu finden und den Überschuß der Volkskraft unterzubringen, kam ihnen nicht der Gedanke, sorglich zu erwägen, ob das Land, das sie bewohnten, auch bis auf das letzte Fleckchen ausgenutzt sei. Von jeher hatten sie daran festgehalten, daß sie keine bloße Linie, sei sie auch noch so hoch oder tief gelegen, weder der Kamm eines himmelragenden Gebirgs, noch die Rinne eines reißenden Flusses von ihren Nachbarn trennen könne. Sie kannten nicht einmal ein Wort dafür. Denn der jetzt in diesem Sinn gewöhnlich angewandte Ausdruck „Grenze“ ist ein Lehnwort, das wir erst im fünfzehnten Jahrhundert unsern slawischen Nachbarn entnommen haben. Vielmehr war ihnen in hervorragender Weise der Begriff der Flächengrenze, des Grenzraums eigen, den sie „Mark,“ oder um mit Ludwig Zahn zu reden, „Hamme“ nannten. Eine breite, sich womöglich mehrere Tagereisen erstreckende Sumpf- oder Waldfläche wurde gewählt, um den eignen Sitz von dem des Nachbarn abzutrennen. Nur dann fühlten sie sich wohl, wenn sie, wie die angelsächsischen Squatter im amerikanischen Urwald, mindestens einen Tagemarsch bis zur Niederlassung des nächsten Volks oder Stammes hatten.

Zwischen den beiden Völkern aber lag das Niemandsländ, verlockend für die thatendurstige Jugend als Ziel der Jagd und der Abenteuer, und doch wieder durch die darin waltenden Geister und deren menschenfeindliches Treiben der abschreckende Zaubervald, den niemand so leicht zu betreten wagt, und dessen Locken und Zurückscheuchen in seiner ganzen Bedeutung nur das deutsche Volksmärchen voll erfaßt hat.

Nach dieser tief in der Seele des deutschen Volks ruhenden Auffassung von Grenze hat sich denn auch der Deutsche nach der Beendigung der verschiedenen Wanderungen seine Wohnsitze gegründet und überall um sie herum als Gürtel den schirmenden, grünen, sich tagweit erstreckenden Grenzwald gelegt. Schon zur Römerzeit waren die Hänge der Rauhen Alp und des fränkischen Jura ein besserer Schirm für die Legionen als der langgestreckte Pines. Cäsar hatte die weiten, wüsten Grenzländerereien bei den Sueven beobachtet und erklärt sie durch den Wunsch, durch den Grenzwald Schutz vor den Feinden zu finden. Nach demselben Grundsatz fanden die ältesten Siedlungen der Ostgoten ihren Südschluß an den Waldmassen des Balkan und der Julischen Alpen. Die Franken machten nicht eher mit Eroberungen Halt, als bis sie die Pyrenäen erreicht hatten, und ebenso die Angelsachsen, bis die hochländischen und walisischen Wälder ihnen eine genügende Grenze zu bieten schienen. Freilich, sowie die Germanenreiche auf altrömischem Boden errichtet wurden, hat, wie man leicht erkennt, die Hand römischer Minister die Karte entworfen. So erklärt sich die äußere Gestalt des auf gallisch-spanischem Boden liegenden Westgotenreichs. So mag wohl das ganz an römisches Muster erinnernde Reich des Theoderich seine Gestalt in der Hauptsache der Hand des allmächtigen Ministers Cassiodorus verdankt haben. Und ebenso ist Karl der Große als Erbe der römischen Macht und der römischen Gedanken anzusehn. Er selbst fühlte das, als er den von Augustus gepflegten Gedanken von der Elbe-Donaulinie wieder aufnahm und im äußersten Norden seines Reichs an dem alten Brückenbogen in Rendsburg die Inschrift anbringen ließ: *Eidora Romani terminus imperii*.

Aber sowie sich die wildgärende Gewalt legte, und die einzelnen Stämme unsrer Nation feste und dauernde Wohnsitze gewannen, sehen wir auch den Gedanken der Flächengrenze durchdringen, und wieder umgiebt der Grenzwald, der niemand gehört und worin jeder frei jagen darf, die Gemarkungen der Volksgenossen. So schied vor einem Jahrtausend und scheidet noch heute der Thüringer- und Frankenwald die beiden Stämme, nach denen er genannt ist; und vom Rennsteg, der alten geheimnisvollen Straße, die den Kamm beider Gebirge entlang läuft, singt Scheffel:

Du sprichst mit Recht, stehst du auf jenem Raine:

Sie rechts, sie links! Sie Deutschlands Süd und Nord.

Die sanft geschwungnen Höhen des Osning, denen erst vor etwa zweihundert Jahren der Name des Teutoburger Waldes gegeben wurde, wären nach römischer



in dem Bewußtsein der romanischen Völker und in der diplomatischen Kunst und, wenn es sein kann, in der gebieterischen Forderung ihrer Herrscher. Oft genug ist dieser römische Gedanke unliebsam mit unserm deutschen Bewußtsein zusammengestoßen. Denn die Idee, die Cäsar einst faßte, daß sich Römisch und Deutsch am Rheine trennen sollten, hat von jeher die Erben der römischen Politik, die Herrscher von Frankreich geleitet. Schon Ludwig XIV. hatte keinen sehnsüchtern Wunsch, als den Rhein als Grenze zu erreichen. Die Inschriften an den Thoren von Landau und Altbreisach sind ein Zeugnis dafür. Und dem ersten Napoleon gelang es nicht nur, Cäsars Gedanken zu verwirklichen, sondern sogar der Idee des Augustus von der Elb- und Donaugrenze nahe zu kommen und durch die neuen Grenzen Frankreichs und des Königreichs Westfalen das freie Deutschland bis über die Elbe hinüberzuschieben. Wie römisch dieser Mann dachte, wie sehr er im Banne der Vorstellungen seines Volks lebte, obwohl er weit darüber zu stehn vermeinte, kann man auch daran erkennen, wie er seine Vasallenstaaten mit den nach seiner Ansicht natürlichen Grenzen schirmte. Sein Königreich Italien begann am Po und an der Sesia, die illyrischen Provinzen seines Reichs grenzte die Save ab, und das neu-gebildete Großherzogtum Warschau ward von der Weichsel im Süden, vom Bug im Osten, vom Memel im Norden begrenzt.

Ein zweites mal in diesem Jahrhundert griff die römische Auffassung von der Grenze zu unsern Ungunsten Platz, als im Jahre 1815 dem Namen nach der Wiener Kongreß, in Wirklichkeit Talleyrands überlegene Klugheit die Karte von Europa neugestaltete. Damals brachte sie uns die Grenze am Oberrhein, von Basel bis Lauterburg — ein Faustschlag gegen das nationale Empfinden der Deutschen, die sich nach schwerem Kampf und herrlichem Sieg um den Siegespreis betrogen sahen, den ihr Volksbewußtsein verlangte, die Herstellung einer Westgrenze nach deutscher Auffassung, nämlich den Kamm des Wasgenwaldes und damit die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen.

An dieser Stelle ist nun Talleyrands Politik niedergeworfen; aber an einer andern Stelle erfreut uns noch heute ein zweites Geschenk des welschen Diplomaten, an unsrer südlichen Ostgrenze. Nach französisch-römischer Auffassung ist diese ja hinreichend gedeckt durch die aus Gustav Freytags Lebenserinnerungen wohlbekannte Proßna, einen Nebenfluß der Warthe, dessen Lauf uns auf 150 Kilometer Länge von Russisch-Polen scheidet, und durch die nach Süden zu sich in die Weichsel ergießende Brinitza. Nach unsrer Auffassung freilich genügen beide Flußläufe kaum, auch nur das erste sie durchschwimmende Reitergeschwader aufzuhalten.

Die Zerrissenheit unsers Vaterlands hat uns dreiviertel des neunzehnten Jahrhunderts daran gehindert, diesem Durchdrücken des römisch-französischen Grenzgedankens ein Ziel zu setzen. Der große Augenblick nach der Schlacht von Waterloo war unwiederbringlich verloren. Die von deutschen Patrioten wie Ludwig Jahn laut geforderte, durch einen Markwald geschützte Westgrenze war uns durch Diplomatenkünste entwunden, und nachdem die

erste Niedergeschlagenheit in Frankreich überwunden war, dachte man schon wieder daran, auch den Rest des linksrheinischen Deutschlands zu gewinnen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Stimmen derer, die die Rheingrenze als den natürlichen Abschluß forderten. Bei der tiefen politischen Niedergeschlagenheit, die damals in Deutschland herrschte, trat der welschen Begehrlichkeit nur des Sängers Wort entgegen: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“, auf das freilich Alfred de Musset nicht ohne Recht antworten konnte: *Nous l'avons eu, votre Rhin allemand.* Der deutschen Volksauffassung aber gab Ernst Moritz Arndt den knappsten und beredtesten Ausdruck in dem Titel seiner berühmten Schrift: *Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.*

Nach jahrelangem Zögern ward es Ernst, als die Heere marschierten. Nach Jahrhunderten ist es uns Deutschen gelungen, das, was die Väter einst besaßen, wieder zu erwerben. Nicht mehr *le thalweg du Rhin*, wie es im Wiener Friedensprotokoll heißt, sondern der waldgekrönte Vogesenkamm, der unwillkürlich den Gedanken des Grenzsaums erweckt, trennt heute Deutschland und Welschland. Daß die deutsche Auffassung von einer Grenze 1871 so entschieden durchdrang und die römische beiseite geschoben hat, macht uns den unveröhnlichen Revanchegedanken unsrer Nachbarn vielleicht etwas verständlicher, erklärt uns aber auch, daß das Ringen so gewaltig war, und daß bis auf das äußerste gekämpft wurde. Denn es trat nicht ein einmaliger Wunsch hervor und fand Widerspruch, es handelte sich nicht um einen beliebigen Kampfpreis, der an sich zwar begehrenswert sein mag, aber doch nicht die ganze Seele füllt, sondern es war der Kampf zweier entgegengesetzter Ideen, die in der Tiefe beider Volksseelen begründet liegen.

Meißen

Ernst Schwabe



## Eine Pilgerfahrt nach Stratford am Avon

Von Ernst Groth



Seitdem Washington Irving in einer seiner anmutigsten Skizzen ein so freundliches Bild von Stratford, dem Geburtsstädtchen Shakespeares, entworfen hat, seitdem der große Dichter in den letzten Jahrzehnten, weniger durch die englische Bühne als durch die Litterarhistoriker und durch die Schule, auf das geistige Leben der englisch redenden Völker einen beständig wachsenden Einfluß gewonnen hat, ist auch sein Geburtsort eine Wallfahrtsstätte für alle gebildeten Engländer und Amerikaner geworden. Namentlich haben in den letzten Jahren